

Rudolf-Christian Hanschitz · Esther Schmidt
Guido Schwarz

Transdisziplinarität in Forschung und Praxis

Schriften zur Gruppen- und Organisationsdynamik Band 5

Herausgegeben von
Ewald E. Krainz

Beirat:

Ralph Grossmann
Peter Heintel
Karin Lackner
Ruth Simsa
Helmut Stockhammer
Rudolf Wimmer

In der Reihe sind erschienen:

Band 1:
Renate Osterchrist, Marion Perger
Gruppen unter weiblicher und männlicher Führung
ISBN 978-3-8100-3290-4 (vergriffen)

Band 2:
Karl Kasenbacher
Gruppen und Systeme. Eine Anleitung zum systemtheoretischen
Verständnis der gruppensystemischen Trainingsgruppe
ISBN 978-3-8100-3815-9

Band 3:
Gerhard Falk, Peter Heintel, Ewald E. Krainz (Hrsg.)
Handbuch Mediation und Konfliktmanagement
ISBN 978-3-8100-3957-6

Band 4:
Peter Heintel (Hrsg.)
betrifft: TEAM. Dynamische Prozesse in Gruppen, 2. Auflage
ISBN 978-3-531-16260-7

Rudolf-Christian Hanschitz
Esther Schmidt
Guido Schwarz

Transdisziplinarität in Forschung und Praxis

Chancen und Risiken
partizipativer Prozesse

Unter Mitarbeit von
Günter Getzinger · Peter Heintel
Kirstin Mertlitsch · Beate Ortner



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung in Wien
sowie des Forschungsrats der Alpen-Adria Universität Klagenfurt.

ALPEN-ADRIA
UNIVERSITÄT
KLAGENFURT



TRAFO
TRANSDISZIPLINÄRES
FORSCHEN

B.M.W.F^a

1. Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2009

Lektorat: Katrin Emmerich / Annemarie Pilgram-Ribitsch

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspei-
cherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem
Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche
Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten
wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Satz: Anke Vogel, Ober-Olm
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16029-0

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Reihenederausgebers

Ewald E. Krainz

Ende des Disziplinären? 7

Rudolf-Christian Hanschitz

Einleitung..... 15

Peter Heintel

Wege aus der Randständigkeit – ein Brückenschlag 23

1 Intermediarität 31

1.1 Forschungsmanagement 35

1.2 Steuerung 42

1.3 Rolle und Funktion der Wissenschaft 46

1.4 Intervention..... 52

1.5 Neue Identitäten..... 55

1.6 Kooperation 59

1.7 Kommunikation 71

1.8 Konflikte und Problemkonstellationen..... 74

2 Partizipation und Demokratisierung..... 83

2.1 Beteiligte / Betroffenheit / Zugang..... 84

2.2 Top-down versus bottom-up 93

2.3 Diskriminierung / Ein- und Ausschluss..... 95

2.4 Ethik / Vertrauen / Verantwortung 97

2.5 Motiv / Motivation / Erwartungen / Ziele 99

2.6 Öffentlichkeiten 102

3 Entscheidung..... 107

3.1 Macht 108

3.2 Inhalt / Prozess 113

3.3 Zeit..... 114

4	Gender	117
4.1	Spiegel der Gesellschaft	119
4.2	Macht und Differenz.....	121
4.3	Institutionalisierung.....	125
5	Normativer Hintergrund	127
5.1	Auftrag und Auftragsklärung	131
5.2	Erwartungen der AkteurInnen und der Akteurssysteme	140
5.3	Systemlogiken	145
5.4	Ökonomie und finanzierte Forschung	149
6	Wissen	155
6.1	Lernen – Generierung von Wissen	160
6.2	Wissensmanagement – Wissenstypen und –formen	166
6.3	Dokumentation	172
7	Nachhaltige Etablierung	177
7.1	Erfolg / Misserfolg / Nutzen.....	179
7.2	Ergebnisse.....	181
7.3	Verändern / Bewahren.....	183
8	Transdisziplinarität	185
8.1	Definition.....	188
8.2	Chancen und Risiken.....	192
	AutorInnen und ProjektmitarbeiterInnen	199

Ende des Disziplinären?

Wie jedes andere System ist auch das Wissenschaftssystem sozialwissenschaftlich, hier gemeint im engeren Sinn gruppen- und organisationsdynamisch, beschreib- und interpretierbar. Jede linear geordnete und hierarchisch strukturierte Organisation – und allen (vorgeblichen) Bemühungen zum Trotz gibt es keine essenziell anderen Organisationen – hat eine Systemlogik, die zur Systemlogik von Projekten in einem Widerspruchsverhältnis steht.

Wer sich daran macht, die disziplinären Grenzen zu überschreiten, fordert nolens volens Umfeldreaktionen heraus. Wie an anderer Stelle¹ deutlich gemacht, ist dies typisch für eine generelle Problematik des Managements von Projekten. Dies ist insofern paradox, als es gerade die hierarchische Ordnung ist, die Projekte anregt bzw. (bei hoch individualisierten Produktentwicklungen oder Dienstleistungen) sogar erzwingt. Die Umfeldreaktionen sind dabei in den seltensten Fällen nur unterstützend; *the empire strikes back*. Tatsächliche oder eingebildete Wichtigkeiten werden tangiert, Machtspiele beginnen, Neid und Eifersüchteleien brechen aus, selbst in sonst kollegialen Atmosphären spürt man ständige Statushierarchien, man hat sich plötzlich mit unerwarteten Geltungskämpfen zu beschäftigen u. a. m. Das Wissenschaftssystem ist hier keine Ausnahme, was all jene verblüffen mag, die (vermutlich aus Respekt vor der vermeintlichen Rationalität) solcherlei stilistisch nicht erwarten würden. Der gruppen- und organisationsdynamische Blick auf die Dinge ist hier nüchterner, denn auch Universitäten sind „nur“ Organisationen.

Der Versuch, transdisziplinäre Wissenschaft zu betreiben, stellt – gewissermaßen als unbeabsichtigte Nebenwirkung – den Wissenschaftsbetrieb selbst zur Debatte, sowohl hinsichtlich der „operativen“ (würde man in einer Firma sagen) Prozesse, als auch in Hinblick auf den Sinn von Wissenschaft überhaupt bzw. welche gesellschaftliche Veranstaltung Wissenschaft eigentlich ist. Eine Analyse des Wissenschaftsbetriebs macht hier Grundsatzprobleme deutlich, die ihre spezifische Einfärbung durch aktuelle bildungspolitische Gestaltungsvorstellungen erhalten. Beide Problemkreise, der grundsätzliche und der aktuelle, pro-

1 Peter Heintel, Ewald E. Krainz: Projektmanagement. Eine Antwort auf die Hierarchiekrise? Wiesbaden 2001

duzieren dabei Symptome, die – auch wenn sie unterschiedlich motiviert sind – einander ähneln. Eine der verlässlichsten *fall back positions* scheint das eigene Fach zu sein, das sich verwenden lässt wie ein Bunker. Außerhalb befindet sich der Rest der Welt, die anderen Fächer zunächst, und im Weiteren dann die Wirklichkeit, die gesellschaftliche Wirklichkeit zumal. In Projekten ist dies geradezu klassisch, die jeweiligen Bereichsinteressen wehren sich gegen integrative Gesamtinteressen.

Bleiben wir zunächst bei den aktuellen Megatrends in der Entwicklung der europäischen Universitätslandschaft, die voll von Paradoxien ist. Einige Stichworte mögen genügen: Den politisch ins Spiel gebrachten Phantasmen von „excellence“ steht eine tatsächliche finanzielle Ausdünnung (manche sprechen geradeheraus von „Pleite“) der Universitäten entgegen. Als müssten die Universitäten in profitable Unternehmen umgebaut werden, gibt es strukturelle Angleichungen der Führungsstruktur, der Rektor wird zum CEO, der in erster Linie einem Aufsichtsrat verpflichtet ist. Was früher „Mitbestimmung“ hieß, ist einer Kommandostruktur gewichen. Kurzstudien sollen die Output-Zahlen erhöhen, womit man statistisch im Nationenvergleich auf steigende Quoten von Absolventen verweisen kann. Nebenbei kann man bei der Auszahlung von Stipendien sparen, ein 6-semestriges Bakkalaureat ist billiger als ein 8- bis 10-semestriges Diplomstudium. Das Arbeitsspektrum des wissenschaftlichen Personals verschiebt sich in Richtung Lehre, außerdem steigt der Anteil an Verwaltung, wie überhaupt die Bürokratie zunimmt, sowohl durch Stabsfunktionen (die das hierarchische Zentrum stärken), als auch durch die Heranziehung wissenschaftlichen Personals für nichtwissenschaftliche Zwecke. Dem schlechten Beispiel des Personalmanagements in Großunternehmen folgend gibt es verordnete Mitarbeitergespräche, und allenthalben grassiert ein pseudoobjektives Evaluationsunwesen, das nicht – was sinnvoll wäre – relevante Kommunikationsprozesse auslöst, sondern die ständige Bedienung von Formularen erfordert. Die Legitimationsbasis für die inhaltliche und fachliche Entwicklung wird an Zertifizierungsinstitutionen ausgelagert. Gleichzeitig gibt es Leistungskriterien höchst zweifelhafter Güte, wenn etwa die „Produktivität“ einer „Organisationseinheit“ daran gemessen wird, ob man EU-geförderte Projekte lukrieren konnte. Eine fast verzweifelte Art von Niveaubegehren gebiert eigene Irrationalitäten, z. B. die Fetischisierung angeblich statushoher wissenschaftlicher Journale, in denen man seine Publikationen unterbringen möchte oder soll. Selbst vermeintlich aufgeklärte Menschen kultivieren hier gewisse Eitelkeiten und halten diese Statushierarchien für objektiv und nicht hinterfragbar, ohne zu bemerken, auf welchem Parkett sie hier dahinschlittern. Man könnte dies als persönliche Schwäche durchgehen lassen, wenn nicht der wissenschaftliche Nachwuchs in solche Erwartungshaltungen hineinsozialisiert würde. Die Vertragssituation für den wissenschaftlichen

Nachwuchs ist dabei häufig so inakzeptabel, dass man talentierten jungen Leuten, die den Einstieg in eine Wissenschaftskarriere überlegen, eher ab- als zuzuraten wollte. Angesichts der Verschulung der Studien und des pseudoproduktiven Umbaus der Universitäten zu Fabriken ist das gelegentliche Gerede von „Eliteuniversitäten“ eigens zu qualifizieren. Selbst wenn man beste Absichten unterstellen wollte, ist der Ruf nach Eliteuniversitäten indirekt das Eingeständnis, dass man eigentlich den Niedergang des Niveaus geplant hat oder in Kauf nimmt. Nicht selten trifft man inzwischen auf Texte von Studierenden (von Seminararbeiten bis zu Abschlussarbeiten), deren Autorinnen und Autoren offenkundig der Rechtschreibung nicht mehr mächtig sind. Dazu kommt, dass in bestimmten Studien (Technik, Jus, Medizin) ohnehin schon nur ausnahmsweise reflexive Texte entstehen, in den Wirtschaftswissenschaften artikuliert man sich z. B. nur mehr in Schlagworten auf querformatigen Folien: Powerpoint ersetzt das Denken. Ironischerweise macht in jüngerer Zeit das Wort „Nachhaltigkeit“ die Runde, als wäre der Begriff eine indirekte Reaktion auf das Seichte und Kurzfristige, das die jüngeren Entwicklungen am tertiären Bildungssektor kennzeichnet. Der disziplinären Logik entspricht jedoch eher, dass „Nachhaltigkeit“ nicht als ein auf die Wissenschaften bezogener selbstkritischer Begriff ins Spiel gebracht wird, sondern sich in fachlichen Nischen verankert.

Dass es in nächster Zeit zu einer Veränderung dieser Trends kommen könnte, ist nicht in Sicht, eher das Gegenteil, weil sich die wirtschaftliche Rezession immer deutlicher bemerkbar macht, womit sich die Finanzierungengpässe verstärken werden. Der politisch weitgehend undiskutierte, neoliberale Rückzug des Staates aus ehemaligen Zuständigkeiten bedeutet für das Wissenschaftssystem, dass man sich schleichend von der humanistischen Idee der *universitas* verabschiedet. Das freie Denken bleibt auf der Strecke und die sozialisatorischen Auswirkungen für ganze Generationen von Studierenden und deren politisches Bewusstsein sind nicht abzusehen.

Man mag ja in der Einschätzung der gegenwärtigen Situation mit dieser Skizze nicht übereinstimmen und die Lage anders beschreiben. Ob so oder anders, sie ist in jedem Fall die organisatorische Voraussetzung dafür, was Wissenschaftstreibende tatsächlich tun (können). Denn „Wissenschaftsbetrieb“ ist ein Wort für zweierlei: zum einen für die organisatorische Verfasstheit der Universitäten und die Rahmenbedingungen, zum anderen für die darin erfolgenden Tätigkeiten selbst, einerlei, ob diese eher den Charakter des Disziplinären haben oder transdisziplinär angelegt sind.

Die Bemühungen um transdisziplinäre Wissenschaft haben aber noch mit anderen Problemen zu kämpfen, die grundsätzlicher sind als die gegenwärtigen, vergleichsweise oberflächlichen Erscheinungsformen der Universitätskrise. Zunächst weist schon einmal die Vorsilbe „trans“ auf den grenzüberschreitenden

Charakter der Bemühungen hin. Welche Grenzen aber kommen hier ins Spiel? Es sind vor allem Grenzen, die programmatisch fokussiert werden, und eine dritte Grenze, deren Bedeutung oft unterschätzt wird, kommt noch hinzu.

Die erste Grenze ist die diszipliniere. Jedes Fach hat und kultiviert seinen eigenen Immanentismus und greift nur insofern weiter aus, als man zu immer neuen Subdifferenzierungen kommt. Das ist gut und schlecht zugleich; gut für den fachlichen Fortschritt und schlecht für die Anschlussfähigkeit des Fachs. Der Ausbau spezifischer Diktionen, Sprachspiele und Denkschablonen erschwert die Kommunikation der Fächer untereinander. Gewollt wird sie ohnehin kaum. Darin gleicht die Universität mit ihrer Fakultäten- und Fächerordnung einem Produktionsbetrieb, wo jeder Bereich mehr oder weniger isoliert arbeitet. Im Produktionsbereich beschäftigt man sich allerdings schon seit geraumer Zeit damit, die disziplinar zerlegten Teilfunktionen integrativ miteinander zu verknüpfen, was nie reibungsfrei gelingt und mittlerweile zu einer Schlüsselkompetenz im Projektmanagement geworden ist. Spätestens bei einem Projekt, in dem es z. B. um Produktentwicklung geht, bemerkt man dann, dass die Kooperation von Maschinenbauern, Elektronikern, Softwarespezialisten, Elektroingenieuren, Chemikern u. a. nicht selbstverständlich ist. Auch haben die Ingenieure traditionell ihre Schwierigkeiten mit den kaufmännischen Mitarbeitern, die intelligenterweise in Projektgruppen mitwirken und dort dafür sorgen (sollen), dass die Ingenieure nicht nur ihrem Spieltrieb folgen, sondern sich auch an Marktentwicklungen orientieren.

Für die Logik eines Unternehmens ist es elementar, dass sich die internen Prozesse auf einen Markt beziehen. Wenn man dieses Denken an Universitäten heranträgt, erntet man in der Regel eher Abwehrreaktionen als Zustimmung. Diese Abwehrreaktionen sind nicht ganz unberechtigt, weil die Versuche, die Universitäten zu „verwirtschaftlichen“ tatsächlich (siehe oben) allerlei Absurditäten und Sinnlosigkeiten produzieren. Die Abwehr geht aber zu weit und markiert damit eine traditionelle Schwäche der Universität. Denn die Universität mag vielleicht keinen „Markt“ haben, aber sie hat eine Welt außerhalb ihrer selbst. Soll sie sich auf diese beziehen? Soll diese Beziehung gar den Charakter eines „Austauschs“ haben? Dies zu verlangen ist riskant, denn seit den ersten Klosteruniversitäten ist die wenigstens partielle Weltabgewandtheit der Universität ja geradezu wesenskonstitutiv, und viele gegenwärtige Gelehrte scheinen dies für ein durchaus geeignetes *role script* zu halten. Maximal tauchen sie auf jenen Konzilen auf, die in der Wissenschaft Kongresse heißen. Damit haben wir die zweite Grenze vor uns, die Grenze der Universität als Institution. Und als Reaktionsformen gegen die Bedrohung durch die Welt kommt zum Verbleiben *intra disciplinam* das Verbleiben *intra muros*.

Natürlich hat dies etwas Borniertes („borniert“, wörtliche Bedeutung: „abgegrenzt“). Obendrein sind die Verschanzungsreaktionen in einem wissenschaftshistorischen Sinn unreflektiert, weil nicht bedacht wird, wie es überhaupt zu der Ordnung der Fakultäten und Fächer gekommen ist. Am besten interpretiert man sie als Ergebnis eines Kampfgeschehens, einer Emanzipation aus dogmatischen Umschlingungen und die mit ihnen verbundenen Erkenntnisbeschränkungen. Spezialisierungen atmen als Erkenntnismöglichkeiten in diesem Sinn immer den Geist der Freiheit, zumindest potenziell. Ob es sich um die Entstehung einer Philosophie ohne Gott handelt (nachdem die Philosophie Jahrhunderte lang *ancilla theologiae* gewesen ist), die Entwicklung der Naturwissenschaften aus dogmatischen Verengungen, die Profilierung der Geisteswissenschaften gegen die Verabsolutierung des Paradigmas der Naturwissenschaft als Paradigma von Wissenschaft überhaupt – all diese Entwicklungen sind ihrem Wesen nach gruppen- und organisationsdynamische Prozesse. Denn es ist nicht der „reine Geist“, der sich hier gesteuert von einer *invisible hand* oder völlig kontingent auf den Weg macht und Zug um Zug immer vernünftiger wird. Der jüngste größere Schritt in der Entwicklung der Wissenschaften war die Entstehung der Sozialwissenschaften, charakteristischerweise etwas unspezifisch im Plural formuliert. Innerhalb derselben ist die Frage nach der Nützlichkeit für andere, das heißt für Leute außerhalb des Wissenschaftssystems, die letzte größere Irritation. Und hier sind wir bei der Idee der Transdisziplinarität gelandet.

Seit sich die Wissenschaft sozialen Phänomenen zugewandt hat, ist die Idee der Lösung bzw. wenigstens Bearbeitung sozialer Probleme zu einem Relevanzkriterium für Wissenschaft geworden. Man muss das nicht gleich dogmatisieren, weil auch von unmittelbarem Anwendungsdruck freie Gedankenspiele durchaus ihre Meriten haben können. Dennoch ist großwetterlagemäßig gegenwärtig zu beobachten, dass jene Wissenschaften, die nicht schon ein erklärtes sozialwissenschaftliches Selbstverständnis haben, gedanklich nachzuholen beginnen, dass auch sie – bei aller Konzentration der Aufmerksamkeit auf das, was sie als Inhalt definieren – eine gesellschaftliche Dimension haben. Spätestens mit der Frage nach der Verwertung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse fällt ihnen dies auf. Der „Markt“, besser gesagt das Außen der Wissenschaft, das sind gesellschaftliche Problemlagen und deren Lösung.

Dazu ist es praktisch notwendig, Personen in ein gemeinsames Kommunikationssystem zu bringen, die normalerweise miteinander nichts zu tun haben. In abstrakter Sprache wird dies als Theorie-Praxis-Problem bezeichnet. Die Idee des Interdisziplinären wäre, dass man einen Gegenstandsbereich oder eine Problemstellung definiert, die nun aus verschiedenen Perspektiven – den Disziplinen – beschrieben wird. Transdisziplinär wird das Unterfangen erst, wenn diejenigen mitzumischen beginnen, die mit dem Problem als Nichtwissenschaftler zu tun

haben (als unmittelbar und mittelbar Betroffene, als *stakeholder*). Hier lässt sich beobachten, dass die Anschlussfähigkeit der Wissenschaftler untereinander schwieriger ist als die Überbrückung der Differenz von „Theoretikern“ und „Praktikern“. Interdisziplinäre Kooperation gelingt, wenn sie nicht durch einen externen Auftraggeber angeregt wird, der einen projektförmigen Zusammenhang definiert, nur auf der Basis persönlicher Beziehungen.

Wenn dies einmal programmatisch durchdacht ist, dann stellt sich immer die Frage nach dem Wie. Und hierbei gibt es „Tricks“. Transdisziplinäre Forschungsprojekte brauchen Designs, eine eigene Kommunikationsarchitektur und die Vorstellung von einem sozial-interaktiven Prozess. Die Theorie-Praxis-Kluft hat viele Bemühungen einer sich im weitesten Sinn politisch bzw. aufklärend verstehenden Wissenschaft in eine Autoritätsfalle geführt. Denn es lassen sich „Wahrheiten“ nicht dekretieren. Mit einem Belehrungsmodus kommt man in den seltensten Fällen durch. Jeder von außen herangetragene Gültigkeitsanspruch führt zu Skepsis oder Ablehnung. Das ist vermutlich überhaupt das generelle Praxisproblem von Wissenschaft. Sie lebt von Anerkennung. Warum aber sollte man sie anerkennen, wenn man nicht halbwegs kompetent mitreden kann? Wie also kann sie sich vermitteln? Durch Gutachten? Eher schon durch Beratung. Aber auch das ist nur ein Wort, das viele Missverständnisse produziert. Man braucht daher eigene Organisationsformen und einen Schritt-für-Schritt-Prozess, in dem Differenzen bearbeitet und integriert werden können.

Vielleicht ist ein Negativbeispiel aus der jüngeren Vergangenheit lehrreich, auch wenn die genauen Kausalzusammenhänge noch einer detaillierten Beschreibung harren. Der Ruf nach umweltschonendem Treibstoff hat dazu geführt, dass weltweit in großem Umfang Anbauflächen für die Produktion von Biosprit reserviert wurden. Diese stehen nun nicht mehr als Anbauflächen für Nahrungsmittel zur Verfügung, was in vielen Ländern zu Preissteigerungen, Nahrungsmittelknappheit und akuter Hungerbedrohung führte. Dieses Beispiel ist mehr als nur eine Schlappe für „umweltbewusste“ Eiferer. Was die Wissenschaft anlangt, hat sich hier wohl eine „Teilwahrheit“ verabsolutiert, und es würde lohnen, die Entscheidungsprozesse zu rekonstruieren, die zum gegenwärtigen Status geführt haben, und die Rolle der Wissenschaft dabei zu beleuchten. Vermutlich ist auch hier mit dem *sustainability*-Argument hantiert worden. In diesem Fall kann man nur hoffen, dass die „Nachhaltigkeit“ des Prozesses umkehrbar ist.

Transdisziplinäre Bemühungen sensibilisieren schließlich für eine dritte Grenze, weil sie entgegen aller Gewohnheiten nur als Teamleistung, nicht als Einzelleistung denkbar sind. Im Allgemeinen sind wissenschaftliche Leistungen aber Einzelleistungen. Zwar bezieht man sich auf eine fachliche *community* (zum Teil Verstorbener), zu der man sich zählt, bleibt aber doch sehr für sich. Schreiben z. B. ist eine ziemlich solistische Tätigkeit, auch wenn man eigene Textent-

würfe von anderen, die einem diesen Gefallen tun möchten, lesen und diskutieren lässt. Schließlich ist die gesamte wissenschaftliche Karriere darauf aufgebaut, dass man individuell etwas vorzuzeigen hat. Nun kann man individuell nur recht begrenzt interdisziplinär sein. Wie sehr sich einzelne Wissenschaftstreibende über die Grenzen ihres eigenen Fachs im engeren Sinn hinausbewegen können oder möchten, wird von Person zu Person unterschiedlich sein. Hier sind die Sozialwissenschaften in einer von vornherein offeneren Situation, gerade wenn man sich anwendungsorientiert versteht. Gruppendynamik als junge akademische Disziplin z. B. war von vornherein ein „Querschnittsfach“, weil sich beziehungs-dynamische Prozesse in allen Situationen ereignen und Aufmerksamkeit verdienen, wo Menschen mit Menschen zu tun haben, unabhängig von der inhaltlichen Ausrichtung ihres Miteinanders.

Teamarbeit im Wissenschaftssystem ist eher die Ausnahme als die Regel, für transdisziplinäre Projekte ist sie jedenfalls unerlässlich, wobei sich die Notwendigkeit der Teambildung auch auf die externen Mitwirkenden erstreckt. Als Team zu arbeiten bedeutet nicht nur eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit, sondern auch den Aufwand, die innere Komplexität zu bewältigen. Allgemein gesprochen sollte diese zum einen in einem sinnvollen Verhältnis zur Komplexität des bearbeiteten Problems stehen, zum anderen sollte die Rollenverteilung (Steuerung, Mitwirkung, Haupt- und Nebenrollen, Verwertung) geklärt werden. Bei Abweichungen davon ist inhaltlich gesehen mit Defiziten und sozial gesehen mit Konflikten zu rechnen. Spätestens bei der publikatorischen Auswertung eines Projekts entstehen dann womöglich Auseinandersetzungen um die Anordnung der Autorennamen am Buchcover.

Sich transdisziplinären Projekten zuzuwenden kann doppelt motiviert sein. Sich nicht in einer akademischen Disziplin einzubunkern, sondern den Anschluss an gesellschaftliche Problemstellungen so zu konfigurieren, dass daraus Einflussnahmen auf Entscheidungsprozesse entstehen, wird auch von individuellen Neigungen abhängen, bis zu welchem Grad man sich sozial öffnen und im Ergebnis nicht eindeutig berechenbaren Situationen aussetzen möchte. Man kann aber auch versuchen, aus der Not eine Tugend zu machen und sich in einem Akt der „Vorwärtsverteidigung“ in transdisziplinäre Projekte begeben. Die eingangs skizzierte Entwicklung der Universitäten, die Finanzierungsengpässe und die prekären Vertragslagen sind Grund genug dafür, sich mit aus Drittmitteln finanzierten Auftragsforschungsprojekten zu befassen. Letztlich werden auch die traditionellen Disziplinen davon profitieren, sich im Wechselspiel von praktischer Erprobung und Theoriebildung hinter der Bühne weiterzuentwickeln. Dass jeder Fall ein Einzelfall ist und in der transdisziplinären Forschung die Generalisierungsfähigkeit von am Einzelfall gewonnenen Aussagen limitiert ist, irritiert nur jene, die wissenschaftstheoretisch gesehen noch dem Paradigma der Natur-

wissenschaften anhängen und nach „Gesetzen“ Ausschau halten. Die Alternative dazu ist ein über mehrere Projekte hinweg gewonnenes Erfahrungswissen.

Zuletzt ist die Frage aufzuwerfen, welcher Stellenwert dem Disziplinären schließlich beizumessen ist. Jedenfalls ist dieser im Licht der transdisziplinären Relativierung neu zu bestimmen. Die Dialektik des Disziplinären ist ja gerade dadurch gekennzeichnet, dass die spezialistischen Fokusbildungen einen Widerspruch erzeugen. Die Konzentration auf ein Segment der Wirklichkeitserfassung geht einher mit einem Verlust an „Ganzheit“ und Überblick. Man kann ja die eigene Disziplin gewissermaßen als kognitive Operationsbasis verstehen, von der aus man Exkursionen in die Wirklichkeit unternimmt, vielleicht im Sinne von Standbein und Spielbein. Die disziplinären Engführungen sind zu beobachten und auf ihren Abwehrcharakter hin zu reflektieren. Am deutlichsten wird das Problem der Blickverengung an der Frage nach der „richtigen“ Methode zur Erkenntnisgewinnung. Das Normative und Orthodoxe, mit dem Erkenntnisse der Einzelwissenschaften bisweilen daherkommen, merkt man nämlich weniger an den inhaltlichen Aussagen selbst als an den verwendeten Methoden, die ja erst die Ergebnisse hervorbringen. In praxeologischer und methodologischer Hinsicht ist jedoch – für einzelne Sozialwissenschaften im Allgemeinen, wie vielleicht speziell für Projekte mit transdisziplinärem Charakter – zu verlangen, dass folgender Satz gilt: Die Methode hat sich nach der Wirklichkeit zu richten, nicht die Wirklichkeit nach der Methode. Die Vorentscheidung allerdings ist, welches Wirklichkeitssegment man überhaupt erforschen will.